Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 1

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UMSCHAU

DEUTSCHE MUSIKZUSTÄNDE

Diagnose einer latenten Krankheit

Wenn im folgenden einiges über die gegenwärtigen Zustände im deutschen Musikleben gesagt werden soll, so wird dabei nicht von der Mutmaßung ausgegangen, es handle sich um Erscheinungen, die ausschließlich im westlichen Deutschland anzutreffen seien. Es mag ähnliche Verhältnisse heute überall in der Welt geben. Dennoch müssen dem unbefangenen Beobachter in der Bundesrepublik gewisse Tatsachen auffallen, die nur hier bestehen können, weil ihre Voraussetzungen nur hier gegeben und ihre Auswirkungen nur hier von Bedeutung sind. Zur Erörterung steht in diesen Zeilen die Situation des zeitgenössischen deutschen *Schaffens*.

Wie sattsam bekannt sein dürfte, leben wir in einer «pluralistischen Gesellschaft», die kein einheitliches geistiges Gesicht hat und infolgedessen auch keinen einheitlichen Stil. Daher kann es auch keine Kunstrichtung geben, von welcher man sagen dürfte, sie stelle *den* gültigen Ausdruck unserer Zeit dar, repräsentiere deren allgemeinverbindlichen Stil. Das aber heißt: daß alle gegenwärtig kultivierten Richtungen, Tendenzen und Stilvarianten Anspruch auf die *gleichen* Erfolgschancen haben müßten. Davon jedoch kann, was die Musik und die deutsche Bundesrepublik angeht, keine Rede sein.

Zur Illustration dessen, was mit «gleichen Chancen» gemeint ist, sei der Rückblick auf eine Institution erlaubt, die einmal, gerade in Deutschland, jenen Begriff in geradezu vorbildlicher Weise realisierte und praktizierte. Der 1859 auf Anregung Franz Liszts ins Leben gerufene «Allgemeine Deutsche Musikverein» (ADMV), den 1937 die Nationalsozialisten auflösten, erfüllte vom ersten bis zum letzten Tage seines Bestehens die Aufgabe, die lebendige Musikproduktion aller stilistischen Spielarten un- und überparteilich zu fördern, ohne Anrechnung auch des Prominenzgrades, ohne Berücksichtigung vollends irgendwelcher verlegerischen oder sonstigen geschäftlichen Interessen. Dem Vorstande des Vereins gehörten namhafte Komponisten, Dirigenten und Publizisten verschiedenster Kunstgesinnung an; ebenso der Programm-Jury. Die Mitgliederschaft setzte sich aus Musikern sämtlicher Berufssparten und Musikfreunden aller Schichten zusammen. Die alljährlichen «Tonkünstlerfeste» des ADMV gestalteten sich dadurch nebenbei zu «Börsen», bei denen die Partner von Engagements- oder Verlagsverträgen einander mehr oder minder zufällig und zwanglos suchten und fanden. Hauptsache waren indessen die Programme, bei denen fast immer irgendeine Novität zutage kam, die besondere Aufmerksamkeit erregte und dann ihren Weg in das reguläre Opern- oder Konzertleben antrat. Unter den deutschen Komponisten der letzten hundert Jahre werden wenige sein, zu deren Aufstieg nicht ein Start im Rahmen des ADMV wesentlich beigetragen hat. (So datiert zum Beispiel der Ruhm Carl Orffs von der Uraufführung seiner «Carmina burana» auf dem letzten Tonkünstlerfest 1937 in Frankfurt am Main.) Die Veranstaltungen hatten aber noch weitere glückliche Folgen: da sie jedes Jahr an einem anderen Orte stattfanden, waren alle einigermaßen in Betracht kommenden Städte daran interessiert, auch einmal diese Ehre zu genießen, legten also Wert darauf, ein leistungsfähiges Orchester und einen tüchtigen Dirigenten zu unterhalten. Andererseits hatte die Gegenwartsmusik durch das System des jährlichen Wechsels ein enormes Streuungsgebiet, in welchem auch das Publikum — schon aus lokalpatriotischen Gründen — lebhaften Anteil an den Darbietungen nahm.

Das heutige Deutschland kennt keine Einrichtung von auch nur annähernd ähnlicher Funktion. (Daß und warum der Rund-

funk keinen Ersatz dafür bietet, wäre Gegenstand eines besonderen Nachweises, geht indessen teilweise auch aus den Zusammenhängen der folgenden Betrachtung hervor.) Das heutige Deutschland kennt aber auch keine so unabhängige Musikpublizistik mehr, wie sie damals, entsprechend un- und überparteilich, einer gesunden Entfaltung des qualifizierten Schaffens zugute kam. Um den heutigen Sachverhalt in beiderlei Hinsicht — betreffs der Verteilung der Chancen wie betreffs der Bewegungsfreiheit der Kritik — zu verstehen, muß man einsehen, wie sehr das deutsche Kulturleben daran krankt, daß es nach dem zwölfjährigen Abenteuer nicht mehr imstande war, neue Ideen hervorzubringen; daß es vielmehr seither in und von der Illusion lebt, die bloße Umkehrung der Vorzeichen genüge, um wieder auf der Höhe schöpferischer Ungebundenheit und freiheitlicher Produktivität zu stehen. Man hat in Deutschland nach zwanzig inzwischen verflossenen Jahren noch nicht begriffen, daß die Torheit gleich groß ist, ob man nun — wie im «Dritten Reich» — meint, «was Hitler gefällt ist (darum) gut, was ihm mißfällt ist (darum) schlecht», oder ob man — wie heute — meint, «was Hitler gefiel, ist (darum) schlecht, was ihm mißfiel ist (darum) gut». Im Sinne dieser primitiven Logik ist tatsächlich bis zu einem hohen Grade Hitler das Maß aller Dinge geblieben. Und gewiß läßt sich unschwer begreifen, welches ungeheure moralische Übergewicht und welcher unermeßliche praktische Vorteil infolgedessen allen radikal-avantgardistischen, revolutionären Strömungen gegenüber allen traditionsbetonten, evolutionären zugefallen ist. Zumal für die Zwölftonmusik und ihre epigonalen Varianten leiteten deren Anhänger aus der vorhergegangenen Unterdrükkung einen durchaus diktatorischen Totalitätsanspruch ab. Daß diesem Anspruch nahezu unbegrenzte Chancen der Verwirklichung angeboten wurden, erklärt sich aus leicht durchschaubaren psychologischen Gegebenheiten. Gemäß der oben erwähnten Logik hat das Bekenntnis zu bestimmten Dingen heute nämlich Alibiwert, ja, rückwirkende Korrektionskraft. Wer heute «richtig liegt», dessen NS-Vergangenheit wird entweder ausgeklammert oder positiv zurechtfrisiert; wer «schief liegt» (also etwa die Zwölftonmusik nicht goutiert), wird angeprangert, sofern sich, ihn betreffend, irgend nur das Indiz eines verjährten tatsächlichen oder scheinbaren Gesinnungsdeliktes aufspüren läßt. Denunziation erspart die Argumentation. Das klingt vielleicht unglaubwürdig, ist aber beweisbar; leider nur nicht ohne ebenfalls und abermals zu denunzieren...

Daß heute weithin alle nicht avantgardistische Musik, besonders soweit sie nicht bestimmten Verlagen zum Ausgleich der mit verkaufsmäßig unrentabler avantgardistischer Musik verbundenen Risiken dienen soll, für *per se* zweitrangig gilt und auch so behandelt wird, ist nicht weniger beweisbar. An einer deutschen Rundfunkanstalt beispielsweise bestanden einige Jahre lang zwei Sendereihen zeitgenössischer Musik nebeneinander, beide auch Besuchern im Senderaum zugänglich. Zu den Aufführungen der «avantgardistischen» Serie wurde mit gedruckten Programmen eingeladen, und es spielte dort das Orchester erster Garnitur unter dem Chefdirigenten; zu der zweiten, nicht avantgardistischen, wurde mit billig vervielfältigten Zetteln eingeladen, und sie wurden vom Orchester zweiter Garnitur unter einem entsprechenden Kapellmeister bestritten. Wie es sich mit der bewilligten Probenzeit im einen und im andern Falle verhielt, darüber wird niemand im Zweifel sein, der die diesbezüglichen Bedingungen bei allen Musica-viva-Konzerten oder ähnlichen Unternehmungen prononciert avantgardistischen Charakters kennt: keinem noch unbewährten Werke oder Komponisten anderer Richtung werden jemals auch nur vergleichbare Startchancen geboten, weder hinsichtlich der Qualität der Interpreten noch hinsichtlich der Zahl der Probenstunden. Eine besondere Nuance bekommt das Tatsachenbild noch dadurch, daß dieser Art Veranstaltungen mehrerenorts von selbst schöpferischen Musikern der bevorzugten Färbung geleitet oder beraten werden, die natürlich — ohne daß ihnen deshalb etwas vorzuwerfen wäre — als Komponisten von den Verbindlichkeiten profitieren, die aus ihren Dispositionen als Manager resultieren.

Doch nun zur Publizistik. In ihrem Bereich hat natürlich der geschilderte politische Begriffsprimitivismus, aber auch das Alibi-Prinzip seinen eigentlichen Sitz, sein Wirkungszentrum. Das allein würde schon genügen, ihre Rolle innerhalb der deutschen Musikmisere verhängnisvoll oder mindestens bedenklich erscheinen zu lassen. Bedenklicher noch müssen die personellen Beziehungen stimmen, die heute zwischen einem beträchtlichen Teil der Kritikerschaft und den verlegerischen Zentren der sogenannten «Neuen Musik» bestehen. Hier drängt sich wiederum ein vergleichender Blick in die fernere Vergangenheit (die vornazistische) auf. Da gab es doch wirklich um die Jahrhundertwende einen Musikkritiker, der lehnte es ab, in seiner Berufsausübung die üblichen Pressefreikarten zu benutzen. Um über jeden Verdacht der Bestechlichkeit erhaben zu sein, kaufte er sich seine Opern- und Konzertkarten aus eigenen Mitteln. Paul Marsop hieß er und war ein Mann von großem Ansehen, eben wegen seiner strengen Auffassung von kritischer Unantastbarkeit. Es gab aber auch eine bemerkenswerte Anzahl viel gelesener Musikzeitschriften, für Fachleute und Laien zugleich, und fast alle erschienen im Selbstverlag oder in einem Musikbücherverlag oder in einem weniger bedeutenden Musikalienverlag. Sie waren mithin zum Teil absolut, zum Teil relativ unabhängig. Heute hingegen befinden sich alle beachtenswerten Musikblätter in den Händen der paar mächtigen Verlage, die zugleich Hauptproduzenten der avantgardistischen Musik sind. Nun aber wollen Kritiker an Tageszeitungen begreiflicherweise, des fachlichen Renommees halber, gelegentlich auch in Musikzeitschriften figurieren. Indem sie dies tun, begeben sie sich, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, in ein Verhältnis der Interessenberücksichtigung zu dem betreffenden Verlage. Mehrere von ihnen fungieren jedoch sogar als Redakteure jener Zeitschriften, sind also Gehaltsempfänger der industriellen Macht, deren Produktionen sie andererseits zu «beurteilen» haben. Was Wunder, daß es in Angelegenheiten der avantgardistischen Musik heute kaum noch eine sachlich ernst zu nehmende Diskussion gibt, und daß in der Presse weithin genormte Schlagwörter und aktuelle Phrasen die sachlichen Urteilsbegründungen ersetzen. Kommt hinzu, daß in den meisten Zeitungen heute der Musikkritiker kaum noch die Möglichkeit hat, zu «kritisieren», das heißt: mit ernsthaften Gründen zu unterscheiden, sondern daß er auf Verlangen des Zeitungsunternehmers vor allem «unterhaltend» zu schreiben, mithin auf fachlichen Ernst so konsequent wie möglich zu verzichten, «langweilige» Argumente zu meiden und tunlichst in jedem Bericht ein Sensatiönchen zu bieten hat. So ist es dem ohnehin in den meisten Fällen räumlich qualvoll beengten Musikfeuilletonisten schwer gemacht, sein Amt verantwortlich zu führen; um so leichter dagegen, hinter redensartlicher Glätte seinen Verzicht auf fundierte Urteilsbildung und sein geheimes Engagement (vielleicht sogar vor sich selbst) zu verbergen. Wie das Ergebnis dieses modernen Musikjournalismus aussieht, konnte man aufs anschaulichste an einem besonders charakteristischen Fall exemplifiziert finden: an der publizistischen Behandlung, welche das musikwissenschaftliche Werk von Ernest Ansermet *Les fondements de la musique dans la conscience humaine* in der deutschen Bundesrepublik erfuhr. Dies umfangreiche Buch von der Hand eines als Musiker wie als Mathematiker und überhaupt höchstqualifizierten Mannes liegt bisher noch nicht in deutscher Sprache vor. Die gedankliche wie terminologische Schwierigkeit der darin unterbreiteten Auseinandersetzungen mit den radikalistischen Strömungen in der modernen Musik hatte zur Folge, daß sich lange kein Übersetzer fand, der die verschiedenen spezialwissenschaftlichen Gebiete hinlänglich beherrscht hätte, um für eine korrekte Sinnübertragung bürgen zu können. Trotzdem wurde das Buch auf Grund des französischen Originaltextes bereits mehrfach in der deutschen Presse und im Rundfunk «besprochen» und — da auch die flüchtigste Überlesung erkennen läßt, daß es sich um eine entschiedene Ablehnung der Zwölftonmusik handelt, da man jedoch den Autor weder als «alten Nazi» noch als Antisemiten, noch als notorischen «Reaktionär» einfach mattsetzen konnte — in der Form erledigt,

daß einem «großen alten Manne» jovial verziehen wurde, mit der Zeit nicht mehr schritthalten zu können. Gröber gesagt: man ließ mehr oder minder deutlich durchblicken, Ansermets Standpunkt sei der eines zwar ehrwürdigen, aber eben leider nicht mehr recht urteilsfähigen Greises... Von einem Eingehen auf Ansermets Argumente keine Spur. Übrigens wäre das auch gar nicht möglich gewesen, denn um das Buch ernsthaft anzugreifen, bedürfte es einer Schrift gleichen Umfangs. Die Leichtfertigkeit und die sonderbar übereinstimmende Taktik, mit welcher die Sache abgetan wurde, kennzeichnet aber sowohl den Niedergang der Musikkritik überhaupt wie deren notorischen Mangel an wirklicher Unabhängigkeit. Das dichte Netz der personellen Beziehungen und der Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den musikindustriellen Machtgruppen einerseits, der Publizistik in jederlei Gestalt andererseits läßt wirklich souveräne, uneingeschränkte Gedankenfreiheit nicht gedeihen. Und die politische Belastung aller kunsttheoretischen oder kulturideologischen Begriffe erstickt, indem sie notwendig eine Art automatischer Sprachregelung bewirkt, zeitweise sichtbar werdende Ansätze zu sachlichem, fairem Meinungskampf fast immer schon im Keime. Alibikomplex und schlagwortgebundene Ressentiments wirken obendrein zusammen, um auch den Kulturreferenten der Städte die grundsätzliche Bevorzugung der bewußten Radikalismen anzuraten, so daß auch von dieser Seite keine unparteiische Aktivität im Sinne der Forderung: *Gleiche Chancen für das gesamte schöpferische Angebot der Gegenwart!* zu erwarten ist. Es gibt solche «gleichen Chancen» faktisch nicht; und bei Andauer der gegenwärtigen Zustände wird es sie auch nie mehr geben.

Das ist das Situationsbild, in sehr groben und allgemeinen Zügen skizziert. Es wäre noch minutiöser Ausführung und mancher beweiskräftigen Ergänzung fähig. Allein hier kam es nicht auf «sensationelle Enthüllungen» an, sondern auf den gesundheitlichen Befund eines Ausschnitts aus dem europäischen Kulturleben, über welchen innen wie außen recht unzutreffende Vorstellungen und irrige Lesarten verbreitet sind.

Walter Abendroth

LA SUISSE DANS LE MONDE

Lettre de Suisse romande

Ainsi, nous avons notre troisième cardinal. Un homme dont l'humilité, l'effacement, n'ont d'égale que la science nous vaut cet honneur insigne. On disait bien, de temps à autre, dans les rangs catholiques: Notre tour va venir... La mission récemment remplie par Mgr Charrière, pour le compte de Rome, en Russie soviétique, les remarquables qualités de ce grand prélat, nous invitaient à prononcer son nom quand nous pesions nos chances et exprimions nos espoirs. Et c'est un nom très peu connu du grand public qui se place aujourd'hui dans la suite des noms illustres de Mathieu Schiner et de Gaspard Mermillod.

Son Eminence Charles Journet n'a, certes, jamais aspiré aux honneurs. S'il est vrai que les titres et les signes visibles du mérite ecclésiastique ont toujours exercé beaucoup d'attraits sur la cléricature, lui n'aura jamais vécu, vraiment, que pour l'accomplissement d'une œuvre dont les spécialistes reconnaissent qu'elle est, en son domaine, l'une des plus importantes de ce temps. Son *Eglise du Verbe incarné*, aux dires des théologiens, ne dépare pas la *Somme* immortelle d'où elle est issue. Peu de disciples du grand Thomas d'Aquin se seraient approchés plus près que lui de leur maître. Ce n'est pas un mince éloge; il émane d'une corporation dont les jugements ne sont guère de complaisance.

Mais il ne nous appartient pas de pénétrer dans les arcanes d'un monde réservé. En revanche, nous voudrions rappeler que cet

explorateur des mystères divins est aussi un excellent Suisse, soucieux de la bonne entente de ses compatriotes entre eux et conscient du périlleux destin que son pays doit accomplir dans le monde. Pendant la dernière guerre mondiale, il écrivit deux ouvrages qui témoignent de la présence de sa pensée au cœur des problèmes temporels. Un essai sur notre *Neutralité* aura éclairé bien des esprits; un autre sur *Nicolas de Flue* nous rappela quelques fondements de la sagesse politique. Plusieurs hommes de gouvernement auront trouvé d'utiles sujets de méditation dans les réflexions d'un sage et admirable philosophe.

Il est bien consolant de voir notre Conseil fédéral s'associer à la joie, à la fierté des catholiques, et d'entendre le président de la Confédération tenir un si noble langage à propos d'un événement qui, en d'autres périodes, aurait pu susciter de l'inquiétude. L'esprit a décidément changé, depuis quelques décennies. Si les catholiques ne prennent plus les protestants pour des chrétiens au rabais, les protestants ne tiennent plus les catholiques pour des attardés et des réactionnaires. La Suisse de 48 semble avoir vécu; ce n'est pas dommage. Mieux que dans une ère de tolérance, nous sommes entrés dans une ère de compréhension mutuelle dont témoignent tant de manifestations récentes. Dans la Genève qui fut celle de Calvin, un autre Cardinal, ces dernières semaines, se faisait applaudir par une foule désireuse de retrouver les chemins de l'unité. Il ne s'agit pas de conclure, de quelques signes, à l'avènement d'un christianisme sans fissure. On est pourtant heureux de voir que nous nous rapprochons les uns des autres dans le respect des croyances non identiques mais fraternelles. Il nous reste assez d'autres causes de séparation.

Sur les relations entre la Suisse romande et la Suisse alémanique, on lira avec beaucoup d'intérêt les derniers *Essais de littérature comparée*[1] de M. François Jost. Essais de littérature, non de politique, mais la littérature touche toujours à tout, renseigne sur tout, nous éclaire sur tous les problèmes humains. Il est question, ici, en particulier, des relations que plusieurs grands écrivains de la Suisse alémanique entretinrent avec la Suisse d'expression française. Problèmes plus nouveaux pour nous, sans doute, que pour nos compatriotes d'au-delà de la Sarine. Ce n'est pas une raison pour n'en point parler.

On y apprend, par exemple, que Conrad-Ferdinand Meyer se sentait deux âmes dans la poitrine, l'une germanique, l'autre française... Le poète zurichois avait trouvé dans sa famille une atmosphère de large ouverture vers l'ouest. Son père avait été lié à Louis Vulliemin, traducteur et continuateur de l'œuvre nationale de Jean de Muller; il avait habité six mois chez lui, à Lausanne. Sa mère avait passé, dans sa jeunesse, une année à Paris et neuf à Genève. Elle parlait un français très pur. Aussi, n'est-il pas étonnant de trouver le jeune bachelier sur les rives du Léman, chez Vulliemin d'abord, et prenant des leçons de français chez Charles Secrétan. Les meilleurs esprits lausannois l'initièrent ainsi à la culture française. Un séjour — point désiré, celui-là — à Préfargier, dans le canton de Neuchâtel, lui remit dans les mains des ouvrages venus de France. Un stage chez le professeur Charles Godet lui apprit l'austérité. Puis, ce fut le retour à Lausanne où il commence la traduction des *Récits des temps mérovingiens*, d'Augustin Thierry.

Il est donc certain que le génie français, par l'entremise de la Suisse romande, influença profondément l'auteur de *Jürg Jenatsch*. M. Jost établit le bilan des apports d'une culture occidentale à une œuvre que les critiques allemands eux-mêmes tiennent pour marquée profondément par la France. Qu'elle l'ait été aussi par une attitude anti-catholique, c'est de quoi nous ne parlerons pas aujourd'hui.

Et Jean de Muller? Ecoutons M. Jost: «Depuis la Réforme, mais surtout aux XVIIIe et XIXe siècles, le pays romand n'a cessé d'exercer sur l'élite intellectuelle des cantons allemands une influence considérable, mal définie encore et très incomplètement étudiée. Les jeunes Confédérés d'outre-Sarine avait l'habitude, et ils l'ont gardée de nos jours, de s'y rendre pour compléter leur formation.» Eh bien! Jean de Muller n'a pas échappé à la loi commune. Ayant rencontré Charles-Victor de Bonstetten à Schinznach, en mai 1773, dans le cadre de la Société helvétique, il le rejoignit dès l'automne à Va-

leyres, en pays romand, où il reviendra, du reste, souvent, par la suite, où il composera une partie de son histoire suisse.

Mais, pour l'instant, c'est à Genève qu'il s'installe, car la ville de Voltaire et de Rousseau est un centre intellectuel important. Il rendra visite au patriarche; il se lie avec le savant Charles Bonnet; il lit Rousseau qu'il n'aime pas, mais qui le marque, sur le plan artistique du moins; il ne lit, selon le témoignage même de l'une de ses lettres, *que des livres français.*

Aussi, dès qu'il conçut le dessein de son gros ouvrage sur l'histoire de la Confédération, se demanda-t-il en quelle langue il le rédigerait. Il ne savait pas trop bien la grammaire de Paris mais rêvait surtout d'être connu hors des frontières nationales. «Pour cela il faut, lorsque l'on traite un sujet d'intérêt général, se servir de la langue des Européens.» On l'entend: dans toutes les cours, dans tous les milieux intellectuels, le français régnait en maître. Mais voilà: Jean de Muller ne l'avait pas appris suffisamment pour oser.

Néanmoins, l'influence française s'y décèle profonde, si profonde que Muller écrit dans son introduction: «Comme j'ai composé cet ouvrage en deux langues, j'ai peur que mon livre allemand ne soit français et mon livre français, allemand.» On ne saurait avouer plus franchement ses dettes.

M. Jost sait tout des rapport de Jean de Muller avec la Suisse romande et la France, comme il sait tout de Rousseau suisse, à qui il consacra, voici trois ans, deux gros volumes. On connaissait mal ses rapports avec Nicolas-Antoine Kirchberger, un Bernois qui l'alla voir à l'île Saint-Pierre et le trouva juché sur un arbre, en train de cueillir des pommes. Il en résulta une correspondance dont une partie — celle qui émanait du philosophe — est perdue. Voici l'autre, publiée pour la première fois dans son intégrité.

Les écrivains alémaniques et la France: Il leur est arrivé de la juger plus que de s'en nourrir, et de la juger avec finesse, bon sens, indépendance. Ce fut le cas de Béat de Muralt dont les *Lettres sur les Anglais et sur les Francais* ne firent pas plaisir à tout le monde. Il y avait de l'astuce, déjà, à mettre Anglais et Français sur un pied d'égalité quand les seconds se jugeaient incomparables. On le fit bien voir à l'auteur: A Paris, ses *Lettres* furent vilipendées.

Publié en 1725, le livre de Muralt connut un grand succès de librairie. Il n'a pas tellement vieilli. La plupart des remarques du psychologue demeurent valables aujourd'hui.

C'est que Muralt connaissait bien les peuples dont il parlait, les Parisiens, du moins, sinon le peuple tout entier de France. Il habita le royaume durant six ou huit années, après avoir fait des études à Genève et appris parfaitement notre langue. Il servait, à coup sûr, dans un régiment de Louis XIV où il aurait atteint le grade de capitaine. De Paris, il passa en Angleterre. De retour au pays, il finit par s'installer à Colombier, ayant été chassé de Berne pour ses idées religieuses, puis de Genève, un peu frère de Jean-Jacques, en cela. C'est à Colombier qu'il mena l'existence d'un philosophe, mettant au point les notes qu'il avait amassées durant ses voyages.

Muralt écrit directement en français. C'est que le français seul, pense-t-il, peut rendre compte de l'esprit d'une nation aussi spirituelle. «La fureur de la plupart des Français c'est d'avoir de l'esprit» affirme Montesquieu, cité par M. Jost, et notre Bernois approuve: «Les Français, en général, sont des gens d'esprit...» Mais ils ont des défauts bien visibles qui n'échappent pas à l'observateur helvétique. Aussi, le traita-t-on de lourdaud, c'est-à-dire de Suisse...

Sur l'opinion que les Français avait de la Suisse, ces *Essais* contiennent des pages savoureuses. Jusqu'au jour où notre démocratie fut citée en modèle par les Constituants, Guillaume Tell annexé par les Jacobins, Jean-Jacques Rousseau appliqué par Robespierre, la réputation de nos ancêtres fut bien fâcheuse. S'il est vrai que notre terre avait pu d'abord séduire Joachim du Bellay:

La terre y est fertile, amples les édifices...

déjà ses habitants lui avaient parus buveurs et mangeurs déterminés:

Ils boivent nuit et jour en Bretons et en Suisses,
Ils sont gras et refaits et mangent plus que trois...

C'est le fait de paysans, étrangers à toute préoccupation intellectuelle, adonnés seulement à leurs soucis ménagers. Les villes, oui, on les reconnaît propres, «comme des bijoux», dira Cellini, mais cette propreté est due aux femmes. Pour ce qui est des hommes, les Français pensent volontiers qu'ils ne font que boire et manger.

Littré, le prudent Littré lui-même, reprend l'expression «penser à la suisse» et la définit comme suit: «s'est dit pour laisser aller son esprit à de simples idées qui se présentent à l'imagination, sans prendre la peine d'examiner l'une par rapport à l'autre.» Nous voilà donc condamnés à jamais à être valets, portiers, porteurs de massues dans les processions...

M. Jost cite des textes savoureux où se retrouve une opinion aussi... flatteuse. Le marquis d'Argens, dans ses *Lettres juives*, nous traite avec simplicité: «Un homme dont l'estomac contient six ou sept bouteilles de vin est aussi recherché dans leurs fêtes qu'un poète ou un auteur gracieux l'est en France dans les parties de plaisir.» Nous voilà mis à notre vraie place. Il précise, du reste, sa densée: «Un poète, chez eux, est un animal aussi rare qu'un éléphant à Paris. En général, leurs bibliothèques sont composées de moins de volumes qu'il n'y a de tonneaux de vin dans leurs caves. Ils boivent comme des Cordeliers et sont ignorants comme des Mathurins...» On ne saurait être plus généreux.

Nous avons des poètes, pourtant, le marquis ne l'ignore pas: «Quant à leurs poètes... s'il faut juger par quelques vers français qu'on me dit avoir été composés par des auteurs de Neuchâtel et de Lausanne, je puis(...) dire hardiment (sic) que les Suisses sont les plus mauvais poètes de l'univers. (...) On dit qu'un habile médecin avait proposé de se servir en France de leurs livres à la place de l'opium: au lieu de faire avaler trois grains de cette drogue à un malade, on lui eût lu six vers français composés par un poète de Lausanne et quatre par un de Neuchâtel...»

Voilà qui nous rabat le caquet. Il n'y en a point comme nous...

«Ils hurlent comme des chiens leurs barbares chansons» avait encore écrit du Bellay. Leurs barbares chansons! Dans le pays des chorales, des chœurs mixtes, et où l'on cherche par toutes les voies un chant national exemplaire! Quelle horreur!

Il est utile d'écouter ce que l'on dit autour de nous de notre «génie». Le livre de M. François Jost est savoureux, instructif, a-d mirablement documenté. Je le recommande à votre curiosité, à vos méditations. Il nous apprend beaucoup; il nous divertit autant.

Maurice Zermatten

[1]Editions universitaires, Fribourg.

JOSEF VITAL KOPP

Als literarischer Einzelgänger von bedeutender innerer Kraft hat Josef Vital Kopp einen erzählerischen Standort größtmöglicher Objektivität und Distanz bezogen. Wo andere nicht mehr an eine solche Position glauben können und sich in subjektiven Spiegelungen verlieren, sucht er zu verharren und mit passionierter Unbestechlichkeit die Lebensstränge zu sichten. Solche zu gestaltende Welt findet er einerseits in der Antike, die er aus reichem, geschichtlichem Wissen und mit eigentlicher Lust am historischen Detail vergegenwärtigt, und anderseits begegnet er ihr in der eigenen Umgebung, von deren Erlebnis er jeweils zu strenger Beobachtung abrückt. Damit gewinnt er jenen Vorsprung, den seine in gestochenen Sätzen da und dort aufblitzende Ironie kundtut. Nie aber wird sich dem Leser der Eindruck von Hochmut aufdrängen, weil er immer wieder eine Anteilnahme spürt, die letztlich in moderner Skepsis oder gar in allerdings stark verhüllter Resignation gründet.

Eine geheime Trauer durchzieht schon Kopps erfolgreichen und mehrfach übersetzten Erstlingsroman *Sokrates träumt* (1946).

Das von ihm erst mit achtunddreißig Jahren veröffentlichte Buch trägt aber auch schon alle Zeichen von Maß und überlegener Könnerschaft. Es stellt sich als fingiertes Tagebuch eines Freundes von Sokrates dar, eines Mannes, der vieles sieht, weil er sich abseits hält, und der trotzdem gebannt immer wieder dieselben drei Themen umkreist: die inneren Krisen, die Haltlosigkeit und den aufgestachelten Größenwahnsinn des athenischen Volks; dessen Verführer, den schönen Dämon von Anarchie und Machthunger, Alkibiades; und, über allem ragend, Sokrates in seiner menschlichen und geistigen Strahlungskraft.

Von Seite zu Seite fühlt der Leser deutlicher, daß er trotz der historischen Akribie nicht einen geschichtlichen Roman vor sich hat, der in herkömmlicher Weise Historie bloß um des exotischen Zaubers fremder Staffage oder um eines heldischen Schauers willen ans Licht zieht. Denn hier spiegeln sich außer der eigentlichen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges vor allem Propaganda und Unruhe der deutschen Vorkriegsjahre, welche der Autor als Student der Altphilologie in Heidelberg und Berlin erlebte. Aber trotz dieser offensichtlichen Parallelen geht es dem Dichter auch nicht einfach um eine Illustration der modernen europäischen Tragödie am klassischen Hellas. Was Kopp zu zeigen sucht, ist ein politisches Modell schlechthin, das Modell eines Staats, dessen Höhepunkt überschritten ist und der immer mehr zersetzenden Mächten anheimfällt. Zugleich aber läßt er durch diese politische Wirrnis ein Koordinatennetz der Orientierung scheinen, in dessen Mittelpunkt die Gestalt des Sokrates steht.

Die intimere Nähe des Tagebuches wurde im *Brutus* (1950) durch eine großangelegte Chronik ersetzt, in welcher die vier königlichen Generationen der Tarquinier zur Darstellung kommen. In kurzen, kräftig geschlossenen Kapiteln organisiert Kopp mit sicherer Hand die gewaltige Stoffmasse; die Figuren bringt er mit wenigen ausdrucksvollen Zügen zu plastischer Wirkung. Dabei umgeht er die Gefahr der Statuenhaftigkeit, indem er die Hauptgestalten voll gemeisterter Glut in rätselhafter Hintergründigkeit erscheinen läßt. Solches erreicht er mit seiner Kunst der Andeutung, vorab in den meisterlich knappen Dialogen, und nicht zuletzt auch durch die Symbolkraft der satten, in das harte Gefüge der Sätze eingesprengten Farben. Aber auch hier ist es Kopp weniger um Einzelfiguren als um die Demonstration von Aufstieg und Fall eines Herrscherhauses zu tun, was die vielen sentenzartigen Kommentare noch verdeutlichen.

In den zurechtgefeilten, an Tacitus geschulten Sätzen, in der kühnen Umgrenzung des Raums und der Personen und der klaren Sinnbildlichkeit im einzelnen wie im ganzen verrät sich Josef Vital Kopps echte Latinität, und lauerte nicht immer wieder jene erwähnte Skepsis dahinter, so wäre es nicht verfehlt, von einer klassischen Haltung zu sprechen.

In mittelmeerischer Helle, nur in viel kleineren Dimensionen, glänzt auch der vielgelesene Roman *Die schöne Damaris* (1954). Das Licht jedoch, das sich auf dem Hafenstädtchen sammelt, zeigt eine überlebte späthellenistische Welt, deren Interessen sich in Vergnügen und Gewinn erschöpfen und deren bessere Kräfte einen geistigen Umbruch herbeisehnen. Zu diesen gehört die geistreiche Hetäre Damaris, welche in kunstvoll verfaßten Wortgefechten die logizistischen Scheinwahrheiten der heruntergekommenen Philosophen als hohl entlarvt und sich später vollends der verspielten Dekadenz ihrer Umgebung entzieht, wobei ein Zug der Verinnerlichung an ihr offenbar wird, der auf neue, zukunftsmächtigere Werte weist.

Überhaupt ist Kopp immer wieder getrieben, einen Zustand innerhalb zu eng gewordener Mauern zu schildern, an dem die Zeichen der Überalterung und des nahenden Untergangs mehr und mehr sichtbar werden. Um eine solche Wandlung von fraglos übernommener Lebensform zum Wesentlichen geht es auch in den beiden letzterschienenen Werken des Dichters, *Die Launen des Pegasus* (1958) und *Der sechste Tag* (1961). Das eine ist ein Künstlerroman mit teilweise vortrefflichen Charakterisierungen, im andern schildert der Verfasser seine Jugend. Mit dem «sechsten Tag» ist die eigene Menschwer-

dung gemeint, deren Erzählung reizvoll zwischen der naiv-leidenschaftlichen Sicht des Knaben und der bald ironisierenden, bald verstehenden Blickweise des reifen Mannes schillert, der in das alte Dorf — das luzernische Beromünster, wo Kopp 1906 geboren wurde — zurückkehrt. Der Vater, der «archaische Zeuge der Vorzeit», steht im Brennpunkt der Welt des Knaben und genießt einerseits unbedingte Bewunderung, anderseits aber erweckt seine Autorität auch die ersten Zweifel. Es mag wohl die strenge Gesetzlichkeit, mit welcher der sonst musische und heitere Mann das Kind erzog, die spätere, betont männliche Lebensordnung des Dichters und dessen Vorliebe für Antike und Altes Testament im Tiefsten mitbestimmt haben. Wie der Bub einmal in verzweifelter Angst Zufluchtsmöglichkeiten erwägt, wird dem Leser die lastende dörfliche Enge bewußt: «Hilfe suchen? Ja. Bei wem? Bei der Kohorte der Tanten. Ach, diese alten Sibyllen, die — von einer vergeßlichen Instanz des Jenseits übersehen — in den ausgeräumten Stammsitzen hausten und in einer Art Versteinerung den Rest ihres abgewelkten Daseins verzehrten! Sie um Hilfe angehen, die alten Basen in Lila, diese ewigen Herbstzeitlosen mit dem mißtrauischen Blick durch die schmalen Nickelbrillen?...» Dennoch gibt es einen Ort, der in beseligender und zugleich erschreckender Art außerhalb liegt, das «jenseits der letzten Häuserzeile» sich ausbreitende Feld. Inmitten der unberührten weißen Fläche sticht der Knabe in «solitärem Tun» Quadern aus und baut eine Schneekirche, die übliche Maulwurfstechnik seiner Gespanen im Dorf verachtend. Doch wie ein Föhneinbruch sein sublimes Werk mit teuflischer Macht zerstört, fühlt er, der sich dem Himmel besonders verbunden geglaubt, erstmals totale Verlassenheit und tiefe Zweifel an der göttlichen Weltordnung. Und zu seinem Trost gereichen ironischerweise jetzt nur mehr die gelben Markierungen, die der Hund am Heiligtum angebracht und so «in seiner intimen und herzlichen Art» des einsamen Baumeisters gedacht hat.

Dieses Schneetempel-Erlebnis, das für den Erwachsenen «wie eine Insel aus der Überschwemmung der Zeit ragt», steht symbolhaft für Grunderfahrungen, welche auch das spätere Leben Josef Vital Kopps prägten und ihn zum Theologiestudium und schließlich auch zur Altphilologie führten; denn auch hier war es ihm weniger um Linguistik als um Philosophie im weitesten Sinne zu tun, was seine Dissertation über *Das physikalische Weltbild der frühen griechischen Dichtung* bezeugt. Von da haben sich dann jene übrigen Wissenszweige ausgefächert, die er stets leidenschaftlich pflegte: die Naturwissenschaften, insbesondere Botanik und Astronomie; Interessensphären, die man nicht selten in den überaus präzisen Naturbeobachtungen seiner Romane wieder erkennt.

In seiner einsamen Waldlichtung auf dem Brünig, wo er jeweils die Sommermonate verbringt, mag ihm gelegentlich die schmerzliche Divergenz von katholischer Theologie und unmittelbar erfahrener Naturbeseelung auf beunruhigende Weise bewußt geworden sein. Bei jedem Ausweg in systematische Metaphysik jedoch wäre ihm die Deutung des Wahren als überanstrengt vorgekommen. Da begegnete ihm das Werk Teilhard de Chardins, in dessen wissenschaftlich fundierter und zugleich genial visionärer Konzeption des Kosmos die Entwicklungsstufen der Natur, der Mensch und das Christentum in einer ganzheitlich zielgerichteten Ordnung aufgehoben sind. Die auf dieses entscheidende Erlebnis folgenden Jahre stellte Kopp ganz in den Dienst des Jesuiten, des «Physikers im alten griechischen Sinne des Wortes». 1961 veröffentlichte er das Taschenbuch *Entstehung und Zukunft des Menschen, Pierre Teilhard de Chardin und sein Weltbild*, das zu einem Bestseller wurde, und 1962 die Übersetzung von *Der göttliche Bereich*. Auch *Der Arzt im kosmischen Zeitalter* (1964) mit seinen Gedanken über Krankheit, Tod und geforderte Ganzheitlichkeit des ärztlichen Berufs ist Teilhard de Chardin verpflichtet.

Erst in jüngster Zeit kehrte der Dichter wieder zu eigentlich schriftstellerischer Tätigkeit zurück und begann, aus seiner weiten geistigen Sicht wieder Welten zu konstruieren, die in ihrer Modellhaftigkeit in ein Überirdisches ragen, welches das Irdische nicht überspringt, sondern in sich enthält

In der ihm eigenen Sprachbesessenheit wird er wieder an der Architektur seiner Sätze bauen, bis jede Unebenheit des Zufalls aufgehoben erscheint. Die Art seines Dichter- und Gelehrtentums erinnert dabei — je nachdem, was man daran hervorhebt — an römische Klassizität einerseits, anderseits an Namen wie Wieland, C. F. Meyer, Thomas Mann, vor allem aber an Ernst Jünger und Gerd Gaiser. Damit ist eine Tradition bewußtester Federführung angedeutet, in deren agiler Geistigkeit, deren Sinn für das Allgemeine und deren ständiger Bereitschaft zu ironischer Brechung die künstlerische Haltung des vorromantischen 18. Jahrhunderts weiterlebt.

Beatrice von Matt-Albrecht

Im übrigen hat die Weisheit nur einen Zustand des Glücks im Auge; zu ihm leitet sie, dahin öffnet sie die Wege. Sie zeigt den Unterschied wirklicher Übel von den scheinbaren, befreit das Denken vom Vorurteil, verleiht wahre Größe, erniedrigt aber die aufgeblähte, die mit leerem Schein blendet; sie läßt nicht in Täuschung über den Unterschied von Bedeutung und Schwulst; sie vermittelt die Kenntnis der Allnatur und ihrer eigenen Begrifflichkeit. Über Wesenheit und Art der Götter belehrt sie, über die Unterwelt, Laren und Genien, über Seelen, die in der zweiten Ordnung höherer Wesen fortleben; wo sie wohnen, was sie treiben, vermögen, wünschen.

Das sind die Weihen der Weisheit, durch die sie uns nicht ein kleinstädtisches Heiligtum, nein! das Weltall erschließt: seine wirklichen Götterbilder und wahren Erscheinungsformen stellt sie vor unser inneres Gesicht — für so gewaltige Schau fehlt dem menschlichen Auge die Sehkraft.

Dann aber geht die Weisheit auf die Anfänge aller Dinge zurück, auf die ewige, dem Weltganzen immanente Vernunft und die Kraft jeglichen Samens, alles Einzelne nach seiner Eigenart zu entwickeln. Die Weisheit beginnt die Seele zu erforschen nach Herkunft, Sitz, Dauer und Teilen. Vom Körperlichen geht sie zum Abstrakten über: zur Ergründung der Wahrheit und ihrer Beweismittel, zur Klärung der Zwiespalte in Leben und Rede; denn in beiden mengt sich Wahrheit mit Irrtum.

Seneca